

(Nachdruck verboten.)

10]

Neu-Karthago.

Roman von Georges Felhoud.

VII.

Wie glücklich Laurent war! Man mußte ihn am Landungsplatz der Dampfer in seinen neuen Kleidern paradien sehen! Den Kopf stolz emporgerichtet, bewegte er sich mit sicherem Selbstvertrauen und gefestetem Ständebewußtsein, das er früher nicht getannt, unter den eingeladenen Gästen, deren Zahl sich auf mindestens dreißig Personen belief. Die Damen in frischen, hellschimmernden Sommertoiletten, die Herren in eleganten Sommerkostümen, Strohhut und weizen Biquébeinkleidern. Laurent war zweifellos der Bestgekleidete unter ihnen, vielleicht zeichnete sich sein Anzug sogar durch ein Uebermaß an Eleganz aus; die beiden jungen Saint-Jardier's, zwei von Kopf bis zu Fuß in schneeweißem Flanell gekleidete Pierbengel, wechselten wenigstens ein gar verständnisvolles Nicken mit Gina, als diese Laurent als einen halbzivivilisirten Wilden vorstellte, und dieses Nicken hätte den jungen Paridael bei anderer Gelegenheit gewiß aus der Fassung gebracht, denn es bewies nur zu deutlich, daß dieser streng korrekte Salonanzug in Ansehung des Zweckes und der Zeit der Veranstaltung durchaus nicht am Platze war.

Gaston und Athanase Saint-Jardier, die unzertrennlichen, stets gleich gekleideten Söhne des „Pascha“, waren zwei Finger derselben Hand oder richtiger gesagt, zwei Spargelstangen aus derselben Büchse. Die schwächlichen, ausgemergelten Kerlchen mit der bleichen ungesunden Gesichtsfarbe umpanzerten ihren Hals mit hochragenden Stehtragen, für deren übermäßige Höhe sie die hygienische Rücksicht auf ihre empfindlichen Mandelbrüsen vorzuschützen pflegten.

Die Wittve Saint-Jardier, die Großmutter der beiden Geden, hatte als die Maitresse eines gichtischen und fast idiotischen Edelmannes ihren starken Einfluß dahin geltend gemacht, daß der willenlose Liebhaber seine einzige Tochter, ein sanftmüthiges, gehorames Geschöpf zwang, mit dem Sohne seiner Konkubine eine Heirath einzugehen. Die Düsternheit des „Paschas“ ließ sich demnach auf die moralische Belastung zurückführen, und auch das Leiden, das die junge Frau Saint-Jardier schon vor der Zeit dahingerafft hatte, war ein Erbtheil von väterlicher Seite. Athanase und Gaston hatten von der Mutter das gewöhnliche Aeußere und das vornehme Wesen geerbt, in geistiger Hinsicht waren sie inbessen dem alten Baron La Bellone, ihrem Großvater mütterlicherseits, nur zu ähnlich, und die Ausschweifungen des Vaters hatten ihnen zudem jenes Rainsmal aufgedrückt, das den Stamm der Könige von Frankreich dahinvellen ließ. Saint-Jardier verkörperte diese täglich Sproßlinge eine Fleischnahrung und Blut gewordene Anlage und lästige Gewissensmahnung. Von der Wiege an war er ihnen schon gram gewesen, aber sein Widerwille war im Grunde stärker als sein Haß und deshalb hatte er sie nie zu züchtigen gewagt. Er hielt sie sich möglichst vom Leibe, vertraute sie fremden Leuten an; versah sie reichlich mit Taschengeld, schickte sie auf Reisen, kurz, that alles, um sie so wenig wie möglich zu Gesicht zu bekommen. So waren sie denn ihren eigenen Weg gegangen, wie der Alte den seinen ging, sie nahmen ihre Wahlzeiten nicht im väterlichen Hause ein, hatten ihre besondere Wohnung, und betrachteten den Vater nur als einfachen Bankier, mit dem sie obendrein geschäftlich nicht so gern wie mit dem Kassirer der Fabrik verkehrten. Es war wahrhaftig nicht des Vaters Schuld, wenn sie sich unter diesen Verhältnissen nicht zu elenden Subjekten, sondern nur zu faden Lebemännern entwickelt hatten, die wohl stark von sich eingenommen, im übrigen aber recht harmlose Gesellen waren. Ihrem lieben Papa brachten sie, nebenbei gesagt, dieselben Gefühle entgegen, die er ihnen gegenüber empfand. Die anrüchigen Praktiken des „Paschas“ trieben ihnen die Schamröthe ins Gesicht. Am liebsten vermieden sie es, von ihm zu sprechen, und in den Patriizerfamilien, in denen sie verkehrten, bezogen sie sich als Empfehlung auf den Namen der Mutter und ließen sich Saint-Jardier de la Bellone nennen.

Der Anblick der gebrechlichen, lächerlich herausgeputzten Züngelchen mit den verrunzelten Greisengesichtern gemahnte

Laurent lebhaft an sein Aussehen in der Fastnachtsmummerei, wenn ihn die gute Siska in der Maske und Verkleidung eines alten Herrn auf die Straße geschickt hatte.

Lange vermochten übrigens die jungen Herren Saint-Jardier's Laurent's Aufmerksamkeit nicht zu fesseln.

Die Schiffsglocke gab das Zeichen zur Abfahrt. Der Laufsteg wurde zurückgezogen, die Maschine dehnte und streckte ihre Glieder, und die Herrschaften machten es sich auf dem Verdeck bequem, über das sich zum Schutze der vornehmen Passagiere vor den jubringlichen Strahlen der Augustsonne ein Leinwanddach spannte. Ueber das Wetter konnten sich die Ausflügler nicht beklagen. In dem türkisblauen Himmel war auch nicht ein Wölkchen zu sehen.

Der breite, hellolivfarbige Strom bot das gewohnte soantägliche Aussehen. Gegen Norden ruhten im Hafen und in den Innenbassins die großen Handelsschiffe, die Dampfer und Segelschiffe, denen heute der größte Theil der Mannschaft den Rücken gelehrt hatte. Der Schiffsdienst ruhte, und die Kolonne der Schauerleute feierte. Selten, daß die Stauer noch auf einem Schiffe zu thun hatten, das Nachmittags in See gehen wollte. Sonst belebte den Fluß ausschließlich die Flotte der Vergnügungs-Fahrzeuge, die für diese Sonderzwecke gebauten und aufgetakelten Rennyachten der Sportsleute und die kleinen Dampfboote, die den erholungsbedürftigen Kleinbürger für billiges Geld nach den beliebten, am Scheldeufer gelegenen Ausflugsorten beförderten. Ganze Vereine, deren Mitglieder ausnahmslos im prunkenden Sonntagstaat erschienen, nahmen diese kleinen Vergnügungsdampfer an Bord. Eine überlaute, von lärmender Ausdringlichkeit erfüllte Heiterkeit, ein fieberhaftes Hasten und Eilen belebte all das fröhliche Volk der von der Kette befreiten Städte, die die gute Gelegenheit wahrnahmen, sich als Seemannsdilettanten ihres Eintagslebens zu freuen. Die Familien versammelten sich an der Uferböschung mit lautem Hallo wegen eines Gegenstandes, der in irgend einer Kneipe versenklich liegen geblieben war, und die in Reih' und Glied aufmarschirenden Gesangsvereine beschleunigten ihre Schritte, so oft der Signalschuß der Strandkanone das Zeichen zur Abfahrt giebt und ein Dampfer vom Ufer abstößt, um mit majestätischer Bewegung die Mitte des Flusses zu gewinnen.

Die Dampfjacht, auf der sich die Dobouziez's mit ihren Gästen eingeschifft hatten, gehörte Herrn Béjard, einem reichen Rheber und Exporteur der Stadt, der der angesehensten einer unter seinesgleichen war. Er hatte das elegante und geräumige Boot den Dobouziez's lebenswürdigst zur Verfügung gestellt und als Entgelt dafür die Einladung zur Theilnahme an der Lustfahrt angenommen.

Zu Laurent's großer Freude lichtete die Nacht endlich die Anker.

Die Schelde! Mit welchen Gefühlen der Bursche den Fluß begrüßte, der wie ein alter lieber Bekannter an die Zeit gemahnte, als der Vater noch unter den Lebenden weilte. Wie oft waren die beiden Paridael's nicht unter den breitstämmigen Bäumen der Quaistraße dahingewandelt und hatten in einer jener Herbergen geraftet, die des Sonntagsnachts solchen Zulauf hatten, daß die Gäste, die durch die dichtbelagerte Thür nicht in's Haus gelangen konnten, genöthigt waren, den Weg durchs Fenster zu nehmen, das sie auf einer gegen die Mauer gelehten kleinen Stehleiter erkletterten. Aber war es erst einem einmal geglückt, an einem der Tische in der Wirthsstube ein Plätzchen zu erobern, dann ließ es sich hier auch gut sein, und der Anblick der Uferstraße, auf der sich die Spaziergänger schoben und drängten, und des von zahlreichen Segeln belebten Flusses bot reichlich Zerstreuung und Unterhaltung. Wie viele Jahre waren vorüber gegangen, seit er den lieben Strom nicht mehr gesehen hatte!

Laurent ist das erste Mal auf einem Schiffe und die neuen Eindrücke, die auf ihn einstürmen, lassen ihn den trüben Gedanken, die da in ihm lebendig werden, nicht weiter nachhängen. Mit der koketten Bewegung eines Vogels, der erst seine Schwingen probirt, ehe er sich in die Lüfte erhebt, hat sich die Nacht grazios ein paar Mal im Kreise gedreht, um dann die Mitte des Flusses zu gewinnen und mit Voll dampf ihren Kurs zu steuern. Das Panorama der großen Stadt mit den gewaltigen, kühnen Proportionen ihrer Monumente zieht an den staunenden Augen Laurent's vorüber.

Als wenn sie aus dem Erdboden emporwachsen würde: die Bäume der Uferstraße richten ihre Blätterkronen in die Höhe, und über dem grünen Laub lugen die Dächer der Häuser hervor. Hinter den hohen Hausgiebeln erscheinen die festgefügte Mauern der Kirchenschiffe, die über die Dächer der Speicher und die historischen Hallen hinwegsehen: höher und höher reden sich dann Kirchen-, Festungs- und Glockentürme in die Luft, als ob sie sich in den Himmel einbohren wollten, aber bald halten sie erschrocken inne, bis auf den Thurm der Kathedrale, der, unbekümmert um das schwächliche Volk unter ihm, seinen Aufstieg fortsetzt. Aber auch er giebt endlich die Sache auf und verharret in starrer Ruhe, die Stadt und das Land ringsum beherrschend. Die schlanke, zackige Thurmspitze hat die mitstrebenden Bewerber glänzend besiegt, sie allein ist dem Auge noch sichtbar, denn Antwerpen ist hinter einer Biegung des Flusses den Blicken entschwunden, und nur der Thurm seines Domes richtet sich wie ein gewaltiger Leuchtturm als Merkzeichen der mächtigen Metropole auf. Laurent's Blicke bleiben auf den Thurm „Unserer Lieben Frau“ gerichtet, bis auch er in der bläublauen Nebelferne des Horizonts langsam zerfließt, dann wenden sie sich dem Uferlande zu. Fettige, lehmige Ackerflächen der „Folbers“, Ziegeleien, die aus dem Saftgrün der Dämme wie rothe Punkte hervorleuchten, wechseln mit Landhäusern, deren weiße Fassaden durch den grünen Vorhang der Bäume schimmern und deren Parks in sanft geneigter Fläche zum Flusse abfallen. Aber mehr noch als die Umgegend fesselt die Schelde selbst das Interesse des Schülers. Ueber das Geländer des Hinterbords gelehnt, betrachtet er heiteren Auges den schäumenden Gisch, den die arbeitende Schiffschraube ausspritzen läßt, den Flug der Möwen, die, dicht über dem Wasser schwebend, mit schrillum Geschrei einander zurufen, die schweren Lastfahne, die den Weg der Nacht kreuzen, und die Segel, die im Hintergrunde des Bildes wie leuchtende Wahrzeichen auftauchen. Dann wendet er den Blick wieder seiner näheren Umgebung zu und freut sich über das Treiben auf der Kommando- brücke und das hurtige Gantieren der drei oder vier Matrosen, die Herr Vésard unter den schönsten und kräftigsten Burichen seiner Mannschaft ausgesucht hat, denn der Besizer der Nacht ist gleichzeitig auch der Begründer zweier Linien, die einen regelmäßigen Verkehr zwischen Antwerpen und Melbourne und Antwerpen und Batabia unterhalten, und versetzt über ganz andere Schiffe als dieses schwimmende Spielzeug.

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

Das wichtige Kapitel „Polizei und Presse“, das in dem marlantien Prozeß Stadthagen berührt wurde, ist in der Berliner Chronik dieser Tage um ein paar neue Zusätze bereichert worden. Sie stehen mit dem jüngsten Kapitalverbrechen im Zusammenhang; und sie wären gewiß mehr aufgefallen, hätte die letzte Missethat in der Lokalgeschichte Berlins die öffentliche Meinung lebhafter erregt, als sie wirklich that.

In der Menge großstädtischer Erscheinungen, wie sie uns jeder neue Tag bringt, muß natürlich viel Trübes sichtbar werden. Da wird die grauige Kindestragedie enthüllt: Verbierte Eltern mißhandeln Kinder im zartesten Alter, daß sich alle Menschlichkeit dagegen empört. Dort erfährt man vom Kraß bestialischen Ueberwitz eines Mannes, der seiner bösen Krankheit im Verkehr mit einem reinen Mädchen ledig sein will. So begegnen wir überall noch der Nacht der Finsterniß. Man gewöhnt sich an das Trübste und wird stumpfer. Man ist sogar zu einem großen Theil in der öffentlichen Meinung fast resignirt darüber, daß so manche Missethat der letzten Jahre völlig unaufgeklärt blieb.

Bei dem neuesten Mord in der Zionskirchstraße handelt es sich freilich nicht um einen Justizrath, sondern „nur um einen alten treuen Diensthöten“. Also brauchte nicht so viel Lärm geschlagen und nicht so viel moralische Entrüstung verbraucht zu werden. Darum ließ man auch einzelnes unbeachtet, was sonst wohl zur Sprache gekommen wäre.

Alte, festgewurzelte Anschauungen und moderne Bedürfnisse machen sich nirgendwo so wunderbar, als in der Behandlung der Presse. Einmal glaubt man die Presse völlig ignoriren zu dürfen, dem Polizeipräsidenten z. B. macht nach seiner neulichen Erklärung die Zeitungslektüre gewiß keinen Spaß; dann sieht man doch wieder, daß es so nicht gehe und die strenge Amtsmiene mildert sich zum freundlichen Lächeln gegenüber der Presse und den Massen, auf die die Presse wirkt. Als es darauf ankam, den Ueberzieher des muthmaßlichen Mörders zur Schau zu stellen, um die Spuren des Thäters verfolgen zu können, wie lebenswürdig wurde man da und zwar von Seiten der Polizei. Da hieß es durch Vermittelung der Presse: die Leute mögen sich ja nicht scheuen, das Kleidungsstück anzusehen. Man wisse ja, die Menschen gingen nicht gerne nach den Polizeiamtern; darum stellte

man eben den Ueberzieher in einem freien Durchgang auf. Niemand sollte belästigt, niemand durch harte Polizeiaugen gestört werden. Es klang förmlich wie eine Ladung, wie der milde Zuspruch: Nur herein, meine Herrschaften!

Ein eigenthümliches Zugeständniß lag in dieser Manier. „Wir wissen ja, man hat nicht allzu gerne mit uns zu thun.“ Und es handelt sich um die schwerste Missethat, um einen Mord. Ist es nicht seltsam, daß man da in süßen Tönen auffordern muß: Treten Sie mir näher, ohne Angst und Scheu. Ueberwinden Sie nur gütigst Ihre Vorurtheile!

Wenn man das nun weiß, warum sieht man nicht öfter dazu, die Scheu zu zerstreuen und warum wartet man erst auf einen besonderen Fall, in dem man der öffentlichen Meinung als Mitentdeckerin eines Verbrechens dringend bedarf? Warum stärkt man dann das Autoritätsbewußtsein selbst der untergeordneten Beamten um jeden Preis, und so sehr, daß die innerliche Entfremdung zwischen Polizeibeamten und Publikum entstehen konnte? Steht dann das nothwendige Autoritätsbewußtsein noch im Einklang und in dem richtigen Verhältniß zu der ebenso nothwendigen Empfindung, zunächst zu Schutzdiensten für die Bürgerchaft erheben zu sein?

Oft schon wurde diese Angelegenheit kritisch erörtert; und immer wird die Kritik hier aufs neue einzusehen haben. Das ist gewiß eine moderne Aufgabe von Wichtigkeit; und die Presse selber wird man nicht mehr so von oben herab behandeln dürfen, wenn man ihre energischer Hand und Macht verspürt. Man kann es ja wieder bei der letzten Mordthat beobachten, wie wenig man im bürokratischen Sinne noch die Nothwendigkeit der Presse einschätzt. Dugend und aberdugend Male ist es erwiesen worden, daß dunkle und kranke Stellen im gesellschaftlichen Körper um so deutlicher erlautet wurden, je rascher und je breiter das Licht der Oeffentlichkeit auf sie fiel. Das wirkte, wie die Beleuchtung mit Röntgenstrahlen. Im bürokratischen Glauben hat man das immer noch nicht recht einsehen gelernt, sobald es sich um ein begangenes Verbrechen dreht. Man kalkulirt häufig noch überschlau: Zunächst muß man seine Geheimnisse wahren, um den Verbrecher nicht vor der Zeit aufmerksam zu machen. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß die Polizei-Untersuchung schon seit mehreren Tagen den dringendsten Verdacht wider den jungen Begener ergab. Aber wozu soll man verhalten sein, der Presse alles mitzutheilen, was man weiß? Nein, man beschließt lieber, an dem und jenem Datum dürfe die Presse die Nachricht bringen. Man diktiert, die Sache hätte bis dahin reif zu sein. So gewinnt der muthmaßliche Thäter, vom Dunkel begünstigt, Vorstüb und Zeit. Und das alles trotz der vielfältigen Erfahrung, daß die weiteste Oeffentlichkeit alle Polizei-Agenten und Spizel an Wirksamkeit hundertmal übertreffe.

Auf völlig anderem Gebiet liegt ein zweites Ereigniß, das die Berliner Lokalchronik dieser Woche zu verzeichnen hat. Im Westen der Stadt, inmitten des Viertels, das die Geldaristokratie bevorzugt, ist das neue Künstlerheim (Bellevuestr. 3) entstanden. Man werde seinesgleichen vergeblich ein zweites Mal in den Großstädten suchen, so berichtet überschwängliche Reporterphantasie in einem unpolitischen, aber um so lokalpatriotischeren Blatte. Lange genug hat es gedauert, bis dies Haus der Künstlerchaft in Berlin aufgebaut wurde; jetzt ist es aufgebaut — und wer kümmert sich viel darum? Man wird die Künstler ihr ständisches Fest feiern lassen; aber es wird eben das Fest einer bestimmten Kunst bleiben. Die Allgemeinheit unserer Bevölkerung nimmt nicht inniger theil daran. Das ist begreiflich. Das künstlerische Wirken in Berlin geht seine besonderen Wege. Der Volksseele gegenüber verhält es sich vielleicht noch spröder, als anderswo. Die künstlerische Beschäftigung ist zu einer Art von Gelehrtenhum geworden. Ab und zu revoltiren ein paar Unzufriedene gegen die „Akademischen“. Sie möchten gern den Zusammenhang mit dem modernen Leben nicht verlieren. Aber ihrer Revolte fehlt die Kraft. Wenn sie selbst duradrängen, wäre dann im großen Sinn in dem Verhältniß zwischen Künstlerchaft und Bevölkerung viel gewonnen? Es steht in älteren Kulturstädten, als Berlin ist, schlimm darum. Wie sollte es im klassenzerprengten Berlin besser sein? Da hat neulich ein Künstler und Schwärmer, der Bildhauer Eberlein, einen phantastischen Plan entworfen. Er träumte, wie der feltame Russenar vom Frieden, von einem Prachttempel der Einigung in Berlin. Das sollte ein großer, großer Monumentalbau werden; und darin sollten sich die Menschen die Hand reichen, die im heutigen Berlin, das keine gemeinsame Gesellschaft und keine gemeinsame Geselligkeit kennt, schroff in Stände gegliedert sind. Die geistigen Arbeiter vor allem sollten sich näher treten. Es war ein Traumbild, eine flüchtige Illusion.

Wie sollte es auch anders sein, bei den so vielfach geschiedenen sozialen Elementen? Was bedeutet heutzutage die Gemeinschaft der bildenden Künstler zum Beispiel für die großen Volksbedürfnisse? Die Auftragsgeber der Künstler sind eine verhältnißmäßig kleine und arg zusammengewürfelte Minderheit. Der Geschmack des Emporkömmlings, der selber keinen Zusammenhalt mit dem Volksbewußtsein, mit der Volkstradition kennt, pflegt nach anarchischer Willkürlichkeit zu entscheiden. Was auf die Straße, an die Oeffentlichkeit bringt, ist mindestens spärlich; und meist steht es in Diensten eines Ideals, das mit der Gegenwart und ihrem innersten Verlangen nichts mehr zu schaffen hat. Es sind todt, unberechtete Monumente. Mitunter leuchtet in den Gassen allgemeine künstlerische Freudigkeit auf; das pflegen dann wieder bei uns dekorative Spiele zu sein, und im Grunde läuft es auf papierne Kunst hinaus. So war es mit dem Schmutz der Straßen,

als König Humbert von Italien in Berlin einzog und als Herr Hoffader, der auch die treibende Kraft für das neue Künstlerheim wurde, die Oberleitung über all' das Decorative hatte. Zudem äußert sich solche Kunst dann bei Anlässen, die gewiß nicht die gesammten Volkskreise in Bewegung setzen. Für die weitaus größere Mehrheit bleibt derlei ein Spiel ohne verinnerlichte Bedeutung. So verwächst denn auch das Künstlerische bei uns nicht mit dem Volkskörper, und die besonderen Künstlerfeste finden im gegenwärtigen Berlin keinen anderen Widerhall, als irgend eine Feier einer abgeschlossenen, gesonderten Berufsgruppe.

Und was hatte man sich nicht vom Berliner Künstlerhaus versprochen! Wie schwer hangte man darum und wieviel Hoffnung knüpfte man daran! Die mächtige deutsche Reichshauptstadt und das Aachenbrödel von Künstlerschaft! Das gab einen Kontrast. Im „modernen Sparta“, wie das Schlagwort für Berlin hieß, mußte die Künstlerschaft stüchtig von Ort zu Ort wandern. Zuletzt hatte man im Architektenhaus für die ständigen Ausstellungen des Vereins Berliner Künstler kümmerlich Unterkunft gefunden. Projekt entstand ein Projekt. Es waren Lustschlösser. Vor etlichen Jahren hieß es einmal, das Kroll'sche Etablissement im Thiergarten sollte zum Künstlerhaus umgewandelt werden. Es gab Schwarmgeister damals, die derlei glaubten!

Nun ist das Kroll'sche Haus eine Geschäftsfiliale unserer Hoftheater geworden, und demnächst tritt der vielgerühmte mimische Artist Fregoli darin auf. In profitablen Dingen ist man eben nicht sehr peinlich. Nun ist das Künstlerhaus endlich doch zur Wirklichkeit geworden und das armseeligste Romadenthum ist vorüber. Unsere Künstler haben eine feste Stätte. Sie wird mit Ruhmes-Loosen eingeweihet werden, und in den Zeitungen wird die hochtrabende Phrase Triumphe feiern. Und doch ist die neue Kunststätte nicht, was sie unter günstigeren, allgemeinen Vorbedingungen sein könnte: Ein wirklicher geistiger Mittelpunkt, auf den man mit allgemeiner Theilnahme blicken könnte, die Erfüllung eines allgemeinen Wunsches und nicht die einer einzelnen Interessengruppe. — Alpha.

Kleines Feuilleton.

Anständig und Unanständig. Der „Frankf. Ztg.“ wird geschrieben: Heinrich der 72. von Neuf-Lobenstein, dessen Abbanlung vor 50 Jahren erfolgte, zeigte eine besondere Force in Veröffentlichungen von Proclamationen. Ein solcher Erlaß befindet sich in der „Geraiischen Zeitung“ und zeigt, daß der zeitweilige Beschützer einer Zola Montez bei seinen Unterthanen sehr auf Anstand hielt. Der Erlaß lautet: A) Alle „anständigen“ Fremden können während meines Aufenthaltes hier zu jeder Tagesstunde das Schloß und seine Umgebung besuchen. Wollen Genannte das Innere sehen, so melden sie sich beim Thorwärter. (Es ist stets ein Thorwärter da.) Bei dem Thorwärter erfahren die Fremden das Nöthige. Da Ich hier von anständigen Fremden rede, so nehme Ich an, daß sie nichts Unanständiges begehren; z. B. keine schweren Stöße, Hunde, keine schmutzigen Stiefeln, Worte, Lieber zc., Karrenhände zc. Wüßte jemand in den Anlagen herumgeführt zu werden, so kann er bei dem Hofgärtner darum bitten. Doch lam und soll Niemand „Anständiges“ in dem Besuch der Anlagen gehindert sein. B) Hiesiges anständiges Publikum wie ad A. Mit dem Unterfchiede, daß es die Fähnlein, die den Durchgang verbieten, zu beachten hat; daß Sonntags vorzugsweise dem Besuche gewidmet ist. Mit der Dunkelheit hört der Besuch auf. Warum? Weil dann die Begriffe „Anständig und „Unanständig“ sich verwirren. C) Auf Tinz oder dessen Garten findet Obiges Beziehung, mit der Bemerkung, daß dort die Fasanerie besondere Berücksichtigung verdient. Schloß Osterstein, den 25. Sept. 1844. H. LXXII. —

Musik.

Im Theater des Westens erscheinen jetzt jeweils ältere Opern in neuer Einstudirung. So neulich „Die Jüdin“ und „Der Waffensamied“, so zuletzt am 14. Oktober „Die weiße Dame“ von Boieldieu — vor einem Hause, das um ein gut Stück voller sein konnte. Das Zurückgreifen auf jene ältere Zeit der französischen Oper, zumal auf dieses Meisterstück einer Spieloper (1825 zuerst aufgeführt) lohnt sich auch in unserer längst mit anderen vertrauten Zeit reichlich. Dieses Aufgebot an Grazie, diese Erfindungskraft, und was sonst noch alles sich da vereint, ist nicht leicht zu ermessen, noch gar zu überbieten. Nun noch gute, weich klingende Stimmen und schauspielerische Persönlichkeiten dazu, und der Genuß ist leicht vollkommen. Frau Hermine Schuster-Wirth gab in der Hauptrolle etwas von einer solchen Persönlichkeit kund; ob ihre Stimme, wie sie jetzt klingt, trotz aller Gejammeidigkeit und Fülle noch dem Ideal ihres ehemaligen Lehrers Neß entspricht, und ob nicht gerade diese Rolle mehr mythischen Zauber als herben Opernfunktion verlangt, möchten wir dahingestellt sein lassen. Auch Fel. Anna Quilling (die im Personalverzeichnis des Theaters fehlt) machte aus ihrer Rolle — Jenny Dickson — eine sehr erfreuliche Erscheinung. In der echten Operntenor-Rolle des George Brown zeigte sich Herr Werner Alberti auch als echter Operntenor, wiewgleich für einen solchen der Ton weicher, freier und größer sein könnte. Die gesammte Aufführung war, soweit wir ihr beiwohnen konnten, verdienstvoll und animirt, wollte die Regie für eine weniger schablonenhafte Haltung des Chores sorgen, so würde wieder eine der vielen vermeidlichen und unvermeidlichen Illusionsstörungen weniger sein. — sz.

Konzerte. Die vielberufene Noth der Konzerttuppigkeit wächst nun so grausig an, daß man dagegen nicht gleichgiltig bleiben kann. Vor kurzem jagte einer unserer bekanntesten Musikkritiker vor, rücksichtslos alles Unbedeutende daran todzuschneigen; eine Maßregel, die an sich nicht ganz unberechtigt ist und sich zum theil von selber einstellt — schon aus physischen Gründen. Wichtiger aber scheint uns der Versuch zu sein, den eigentlichen Sitz des Uebels, d. h. das Züviel und Züschlecht, aufzufuchen. Wir meinen, der Hauptgrund liegt in jener individualistischen Selbstsucht, mit der so viele die Tonkunst, die wie jede Kunst dienende Hingebung und mehr als andere Mühe an Zusammenarbeiten verlangt, zur Dienerin ihrer persönlichen Erfolgshoffnungen machen und dadurch diese weit weniger verwirklichen, als wenn sie sich selbstlos in den Dienst der Kunst stellen. Warum mußte z. B. die Klaviervirtuosin Bertha Michalek aus Aachen am 8. Oktober im Bechstein-Saal just die oft gehörte und nicht ohne Dreinhau'n vortragen konnte? Warum stellte sie sich nicht in den Dienst der Aufgabe, uns Neues oder relativ Neues zu bieten, oder warum verband sie sich nicht mit einer anderen, womöglich noch besseren Künstlerin, um uns einmal eine Probe der so sehr zurückgesetzten und doch so dankenswerthen Literatur für vierhändiges Spiel auf zwei Klavieren zu geben? Ihre Gesangskollegin von damals, Marie Rist on aus Hamburg, würde uns den etwas gläsernen Klang ihrer Stimme übersehen lassen, wenn sie sich wenigstens z. B. in einen Vortrag von Duetten, einer ebenfalls zurückgesetzten Gattung, oder noch besser in eine Oratoriums-Aufführung einfügte, woran ja auch kein Ueberfluß besteht. Solche bescheidenen Dienste erheben und vervollkommen den, der sich ihnen widmet, und bringen die Kunst und uns vorwärts. Gerade in dieser Konzertwoche, am 11., hatten wir ein Beispiel, wie einer der Allergrößten es so macht: wir meinen den Wiederbeginn der „Quartett-Abende Joachim, Halir, Wirth, Hausmann“, deren naheliegende Bezeichnung „Joachim-Quartett“ vermieden ist. Sie sind ein Muster für den künstlerischen Erfolg eines unbedingt hingebenden Zusammenwirkens, während doch gerade der Altmeister Joachim es sich am ehesten erlauben dürfte, als Solist zu glänzen oder sich von drei anderen Streichern „begleiten“ zu lassen.

Diese überbesuchten Quartett-Abende sind zunächst ganz „klassisch“; die ersten zwei wenigstens enthalten nicht eine Komposition von heute, und das ist allerdings eine Ungerechtigleit. Dagegen spielen die Herren nichts weniger als „klassisch“. Ihre Spielweise ist insofern höchst modern, als kaum irgendwo so wie hier „phrasirt“ wird. Wie da in jedem elementaren Theil des Ganzen, in jeder „Phrase“ durch Beschleunigen und Stärkerwerden der Anlauf zum Höhepunkt genommen wird, der meistens — nicht immer — den Accent bekommt; wie es von da in entgegengesetzter Weise wieder heruntergeht; wie das Gleiche von den größeren Abschnitten gilt, die solche Elemente unter sich fassen; wie das alles nur eben merklich, ohne eine Spur von Unruhe, von der Sünde des „Rubato“, geschieht: das ist jedem Musiker als goldenes Beispiel vorzuhalten. Die Einrichtung der an der Kasse erhältlichen kleinen Partitur-Ausgaben ist lobens- und benutzenswerth. Auch ein Freibillet für den Herrn Polizeipräsidenten würde sich bei jedem besuchteren Singakademie-Abend, und zwar zu Treppe 2, empfehlen; werden da einmal hundert Menschen todgedrückt, so kann er doch wenigstens sagen, daß er von der Gefahr wußte.

Theodor Müller-Kenter, Igl. Musikdirektor aus Krefeld, dirigitte am 13. die „Croica“ von Beethoven gediegen, schlicht und mit um so gewaltiger Wirkung, wo es ins Wichtige ging. Seine eigene Pastorale Suite für Orchester op. 24 (Manuskript, zum ersten Male), betitelt „Auf dem Lande“, kam ein dankbares Repertoirestück für die verschiedensten Konzerte werden. Aus diesem Thema noch Neues zu gewinnen, ist eine um so vornehmere Aufgabe, wenn man so einfach instrumentirt, wie es dieser Komponist thut. Er verwerthet seine einfachen Mittel mit Geschick und erfreut uns durch viel Anmuthiges, besonders wenn wir darauf verzichten, von seiner Musik ein Mehr zu erwarten.

Die Violinvirtuosin Leonora Jackson spielte am 8. mit dem Philharmonischen Orchester, das überhaupt unermüdlich hilft, eine Reihe bewährter Stücke und erwieb sich als eine sympathische Beherrscherin ihres Instruments. Der Bariton Arthur v. Ewehl fand am 11. im Bechstein-Saal von einem ziemlich zahlreichen Publikum lebhaften Beifall und verdiente ihn auch durch seine gut gebildete Stimme, die nur bei den weniger hellen Vokalstücken in der Höhe nicht recht frei klingt, durch seinen wohl gemessenen und um so padeneren Vortrag und durch die Wahl vieler minder bekannter Lieder, unter denen die von Tschai-cowsky einen besonderen günstigen Eindruck machten. Die Klavier- und Violinvirtuosin Elise Lippold trug am 14., unter DIRECTION von Oskar Lippold, drei bekannte Konzerte vor. Wir konnten noch zwei Sätze Chopin E-moll hören und daraus vermuthen, daß die Dame mehr im Stande ist, als das Stück und zumal sein für sie weitaus überbehtes Finale ihr zu zeigen erlaube. Das gleichzeitige Streichquartett der Gebrüder Borisch entging uns leider ganz. — sz.

Kulturgegeschichtliches.

g. k. Ueber Luxusverbote, die der Rath der Stadt Hamburg im 16. Jahrhundert erlassen hat, macht die

„Deutsche Zeitschrift für Kulturgeschichte“ interessante Angaben. Die Verordnungen bezogen sich hauptsächlich auf die Einschränkung der Verlobungs- und Hochzeitseierlichkeiten. Je nach den Vermögensverhältnissen der Gattgeber bestimmte der Rath die Maximalzahl der Gäste. Nach der „Heiraths- und Kleiderordnung“ vom Jahre 1683 durften z. B. auch in den „höchsten Kreisen“ nicht mehr als 24 Personen zur Verlobungsfeier eingeladen werden. An einer Nachfeier durften sogar nur 14 Gäste theilnehmen, dabei waren Unverheirathete, mit Ausnahme der Schwestern und Brüder des Bräutigams, ausgeschlossen. Das Menu sollte nur aus drei Gerichten bestehen. Außerdem war eine „stille ingetragene“ Musik erlaubt. Jeder Verstoß gegen eine dieser Vorschriften sollte mit einer Strafe, die etwa 8 M. betrug, geahndet werden. Noch viel ausführlicher sind die Bestimmungen für die Hochzeitseierlichkeiten. Man unterschied ganze, halbe und Abendhochzeiten. Die ganzen Hochzeiten dauerten bis in die Nacht und waren nur den Reichsten erlaubt. Für diese „bornehmsten Hochzeiten“ existirten folgende Vorschriften: Es sind nicht mehr als 80 Personen einzuladen, darunter höchstens 30 Jungfrauen; Kinder und „Diensten“ sollen zu Hause gelassen werden. Nur Hamburger Bier, kein Wein ist erlaubt. Die Verordnung betont noch ganz besonders, daß beim Tanz sich jeder „züchtig und ehrbarlich“ benähme und sich des „unfleddigen und unzüchtigen Klüffels und unbdreieus“ enthalte. Um 12 Uhr ist Schluß der Festlichkeit für Gäste und Spielleute. Den letzteren ist bei Gefängnißstrafe verboten, „beergeld“ (Trinngeld) zu nehmen. Sie dürfen auch keine Ueberbleibsel vom Fest, besonders „keine Licht“ nach Hause mitnehmen. Sogar die Geschenke, die Braut und Bräutigam austauschen, sind festgesetzt. Die Braut soll dem Bräutigam nicht mehr geben, als ein „Brüdigamshende“ ohne Gold, Perlen oder „unhöflich neiwert“, ferner zwei „Näsedöler“ (Taschentücher), beides höchstens im Werthe von 15 M.; der Bräutigam darf der Braut einen Sammettragen schenken, oder „was sonst in den ehelichen“ (Eheverträgen) bedingt wird. Wie ausführlich diese Vorschriften sind, das zeigen auch die Bestimmungen über die Mitgift. So soll z. B. die Braut nicht mehr als 6 Unterröde mitbekommen, und zwar soll kein Unterröd von Seide gemacht werden. Die bestreisten Röde „für's Beste“ sollen nur mit 4, die anderen mit 3 Streifen verziert werden, und jeder höchstens 1/4 Hamburger Elle breit sein. Sogar der Preis für Kissen, Schüsseltücher, Bezüge etc. ist vorgeschrieben. Auch der „übermäßige“ Zeit der „unteren“ Klassen suchte der Hamburger Rath Einhalt zu thun. Den „mägden, ammen und diensten“ war nur eine Abendhochzeit erlaubt. 15 Personen durften dazu eingeladen werden. Das Mahl sollte ganz einfach sein, und „bitter, läse, oder sonstiger unrauth“ (Rachtisch) war streng verboten. Im Allgemeinen scheinen alle diese Vorschriften nicht viel gefürchtet zu haben, denn schon im Jahre 1555 wurde diese Verordnung in verschärfter Form wiederholt. Es wird darin den „Weddeherrschen“ ausdrücklich eingeschärft, auf „exekution dieser ordnung“ zu sehen. Im Jahre 1609 wird wieder eine allgemeine „Hochzeitsordnung“ erlassen. Im Laufe des 17. Jahrhunderts folgen dann derartige Verordnungen unterbrochen auf einander; sie verlieren sich erst im 18. Jahrhundert. —

Gesundheitspflege.

Kether gegen Nerven- und Kopfschmerzen. Seit einigen Jahren ist verschiedentlich ein Versuch gemacht worden, Nervenschmerzen, Rheumatismus und ähnliches in der Weise zu behandeln, daß man ein schmerzstillendes Mittel auf der Haut verstreut. Dabei sind verschiedene Stoffe geprüft worden, die sich theils nicht sehr bewährt haben, theils wegen eines zu hohen Preises sich zu einer allgemeineren Verwendung nicht eignen. Nun veröffentlicht Dr. Hamm aus Braunschweig in dem soeben erschienenen Hefte der „Therapeutischen Monatshefte“ eine Mittheilung über ein Verfahren, das außerordentliche Billigkeit und Einfachheit der Anwendung mit überaus günstigen Ergebnissen verbindet. Er benutzt einfachen Schwefeläther, wie er in jeder Apotheke oder Droguenhandlung zu haben ist, und als Apparat einen gewöhnlichen Perforator, wie ihn wohl jeder Arzt zur Hand hat und wie er sich auch in den meisten Haushaltungen bereits vorfinden dürfte. Dr. Hamm erwähnt verschiedene Fälle, in denen er den Erfolg dieses Verfahrens hat nachweisen können; es handelte sich dabei um heftige Stirnkopfschmerzen undesamnter Ursache, um Schmerzen des dreigetheilten Nerven (Trigeminus), um Influenza-Kopfschmerzen, um einseitige Migras und um Gichtschmerzen. In den sechs erwähnten Fällen erzielte die Aetherbehandlung einen vollständigen Erfolg. Der Arzt erklärt, daß er in einer ziemlich großen Zahl von Versuchen überhaupt nur ein einziges Mal von diesem Mittel ein Stiche gelassen wurde und zwar bei Schmerzen des dreitheiligen Nerven bei einer alten Frau, wo wenigstens nur eine vorübergehende Besserung zu erzielen war. Meistens war sogar eine einmalige Anwendung bereits genügend. Der Aether wurde so lange aufgestäubt, bis sich eine dünne Eischicht auf der Haut bildete. Niemand wurden schädliche Folgen beobachtet, ohne daß ein Schutz der umgebenden Theile nötig gewesen wäre. Der Aether hat auch in den meisten Fällen eine sofortige und dauernde Besserung herbeigeführt, woandere Mittel wie Chinin, Antipyrin, Phänaeetin erfolglos waren. —

Aus dem Thierleben.

— Die Frage, ob der afrikanische Elefant gezähmt werden kann, ist längst behändig beantwortet worden; in unseren

zoologischen Gärten befinden sich mehrere gezähmte Exemplare. Jetzt ist es auch gelungen, von einem afrikanischen Elefanten eine gewisse Arbeitsleistung zu erzielen. Es giebt nämlich, wie in der „Politique Coloniale“ geschrieben wird, seit einem Jahre in der Mission von Fernan-Vaz, im französischen Kongo, einen gezähmten afrikanischen Elefanten, der regelmäßig zu kolonialisatorischen Arbeiten benutzt wird. Dieses Thier wurde von Sahouins an den Ufern des Sees von Nkomis gefangen, von dem Missionar R. P. Michel gekauft und ohne die Unterstüfung von aus Asien importirten Elefanten gezähmt. Er ist noch nicht vier Jahre alt und macht bereits achtmal am Tage den Weg (3 Kilometer) von der Mission nach dem Walde, von wo er jedesmal die Last von 18 Männern mitbringt. Er zieht einen Wagen und trägt mit Leichtigkeit Stüde von 800 bis 1000 Kilogramm. Er sucht selbst seine Nahrung, welche aus Zweigen, Wurzeln, Früchten u. s. w. besteht, und weicht wohl die Felder zu untersuchen, deren Betreten er vermeidet. Zwei Kinder genügen, um ihn zu lenken. —

Aus dem Pflanzenleben.

— Licht und Pflanzenleben. Um zu entscheiden, ob das zerstreute Tageslicht nicht vielleicht bei etwas längerer Dauer dieselben Wirkungen auf die Pflanzen ausübt, wie direktes Sonnenlicht, wählte John Clayton zwölf möglichst gleich vorgezeichnete Wohnpflanzen derselben Art und pflanzte sie so nebeneinander, daß sechs volles Sonnenlicht und sechs nur Tageslicht empfangen konnten. Im Oktober wurden die Hülsen geerntet, und das Gewicht der unbesonnenen Bohnen zu den besonnenen verhielt sich wie 29 : 98, das der getrockneten Bohnen wie 1 : 3. Dieses Ergebnis war vorauszusehen, nicht aber, daß die Bohnen der beschatteten Hälfte auch im nächsten Jahre, wo alle Pflanzen im vollen Lichte gehalten wurden, nur die halbe Ernte und im vierten Jahre nur noch Blüten ohne Früchte geben würden. Die Sonnenentziehung während des einen Sommers hatte die Nachkommen so geschwächt, daß die Rasse nach vier Jahren erlosch. —

Humoristisches.

— Immer zerstreut. Professor (nach dem Mittagessen zornig seinen Teller betrachtend): „Da haben wir ja heute schon wieder Spinat mit Ei gehabt . . . Du weißt doch, Amalie, daß ich das nicht essen kann!“ —

— Aus dem Theaterzeitel einer Schmiere. . . . Das kunstliebende Publikum mache ich noch besonders darauf aufmerksam, daß die Hirschsch der Genoveva diesmal durch die auf der letzten Thierschau prämierte Ziege des Herrn Gemeindevorstandes Kümmelmann dargestellt wird. —

— Druckfehler. Arthur warf der Gräfin noch einen Handläd zu und verschwand . . . —

Vermischtes vom Tage.

y. Der in Ostpreußen geborene Artillerie-Instrukteur Hans Schney ist im Rufusanfort bei Rankig durch das Explodiren einer Kartusche beim Laden des Geschüzes getödtet worden. —

— Ein sehr helles Nordlicht, das zwanzig Minuten andauerte, wurde am Dienstag Abend im Fichtelgebirge beobachtet. —

— In Krain wurde bei Habach von einem Jagdausscher eine gestreifte Hähne erlegt. Sie war einer Schaubude entsprungen und hatte sich schon einen Monat lang in den Wäldern und Schluchten jener Gegend herumgetrieben, ohne indeß großen Schaden anzurichten. —

— Die russisch-polnische Stadt Bialystok, die in der Nähe der preussischen Grenze an der Hauptlinie der Bahn St. Petersburg-Warschau liegt, entwickelt sich auffallend rasch zu einem bedeutenden Industrie- und Verkehrszentrum. In ihrem Bezirk giebt es jetzt u. a. 21 Fabriken, in denen mit Dampftriebe Wollewaren mittels mechanischer Stühle verarbeitet werden, und 250 Etablissements mit Handstühlen. Sieben Fabriken mit 2138 Arbeitern fabriziren Zigaretten. Die größten Fabriken sind in deutschen Händen. —

— In Warschau wurde ein Schriftsteller, der aus Eifersucht auf seine Frau und einen sie begleitenden Rechtschörer sechs Schüsse abgefeuert und beide verwundet hatte, nach einer geheim durchgeführten Verhandlung freigesprochen. —

— Bei einem Wettbewerf für nationale Musik und Nationaltänze in Slien (Norwegen) erhielt den ersten Preis ein achtzigjähriger Greis aus Selsjord, der sich als Hallingtänger auszeichnete. —

— Im Petroleumhafen in Astrachan entstand durch die Explosion des Kessels einer Dampfmaschine eine große Feuersbrunst, welche 2 Dampfmaschinen, 7 Barken und 300 000 Rub Naphtarückstände vernichtete. Drei Menschen sollen ungelkommen sein, mehrere sind verletzt. —

— Ein weiblicher Jockey machte in Carson City (Nevada) am letzten Keutag fünf Reuten mit, von denen er zwei gewann. —